

Goldener Boden?

Volker Zotz

Jeder braucht sie, die Handwerker. Sie kommen, wenn ein Wandschrank eingebaut werden soll oder die Waschmaschine defekt ist. Sie versorgen uns mit dem täglichen Brot und sorgen dafür, dass Fleisch und Wurst in der Pfanne brutzeln. Wirklich jeder braucht sie, und mancher schimpft, kommt er nicht so schnell an die Reihe, wie er es wünscht, - wenn der Installateur erst nächste Woche Zeit hat oder das Auto einige Tage in der Werkstatt steht, bis der Meister es wieder in Gang bringt. "Wir warten auf den Handwerker", ein unerschöpfliches Thema, das immer neu auf die Abhängigkeit des Normalsterblichen von denen deutet, die gelernt haben, mit ihren Händen Brauchbares und Essbares herzustellen, Kaputttes zu reparieren und das Leben in vielem angenehmer zu machen.

Es scheint paradox, aber gerade diese viel Verlangten und Unverzichtbaren scheinen eine vom Aussterben bedrohte Art zu sein, nicht nur in Luxemburg, sondern in ganz Europa. Der Nachwuchs bleibt aus. Tausende Bäckermeister finden europaweit keine Nachfolger für ihren Betrieb. Die deutschen Metzger haben ein Kinderbuch in Auftrag gegeben, das für ihren Beruf werben soll. Immer weniger Jugendliche scheinen jenen goldenen Boden zu sehen, den das Handwerk doch sprichwörtlich haben soll.

Dabei galten sie einst als Glanz dieses Kontinents: Die Handwerker waren wesentliche Träger der abendländischen Kultur und Wirtschaft. Lange bevor der Handel aufblühen konnte, wurde in Familien und Zünften das Wissen und Können weitergegeben, wie man aus der Haut geschlachteter Tiere Leder macht und aus Leder Schuhe, wie Hefe



und Mehl oder gefüllte Tierdärme nicht nur den Hunger stillen, sondern sich in Gaumenfreuden verwandeln, wie aus dem gefüllten Baum ein Generationen dienender Kleiderschrank wird. Meisterschaft in einer solchen Fertigkeit galt lange Zeit als die höchste weltliche Errungenschaft. Wenn es in Richard Wagners *Die Meistersinger von Nürnberg* der adlige Herr von Stolzing gar nicht leicht hat, in den Kreis der selbstbewussten Handwerksmeister aufgenommen zu werden und menschlich wie sozial aufsteigt, indem er eine Handwerkertochter heiraten darf, ist dies mehr als eine romantische Überzeichnung. Wer hätte es mit einem Meister aufnehmen können? Dieser war Künstler in seinem Fach, Pädagoge als Ausbilder von Lehrlingen, Arbeitgeber

für seine Gesellen, Geschäftsmann im Verkehr mit seinen Kunden, politische Persönlichkeit als Mann seiner Zunft. All dies war er nicht durch Geburtsrecht, sondern durch harte Lehr- und Gesellenjahre, die ihn vielleicht durch halb Europa führten. Und er blieb es nur in der Bewährung, indem er täglich die Kundschaft mit den Früchten seiner Arbeit und Gesellen wie Lehrlinge durch seine Führung neu überzeugte.

Das Tätigkeitsspektrum des selbstständigen Handwerksmeisters hat bis heute nichts von dieser Vielfalt eingebüßt. Nach wie vor braucht er gleichermaßen fachliche wie unternehmerische Qualitäten und zudem pädagogische Fähigkeiten, wenn er ausbildet. Der Anspruch blieb, doch der Ruf ver-

schwand. Der soziale Wandel der vergangenen Jahrzehnte spielt hier eine Rolle. Es ist einfacher und weniger riskant, angestellt zu sein. Man erspart sich nicht nur die Gefahren der Selbstständigkeit und hohe Investitionen, sondern hat auch mehr Freizeit. Nicht nur der Bäcker ist wach, wenn andere schlafen, für viele Handwerker sind Überstunden im eigenen Betrieb selbstverständlich. Wer sich früher als Herr eines betriebsamen Hauses beneidet sah, wird inzwischen als Sklave seines Betriebs bedauert.

Zudem ist da heute die ungleiche Konkurrenz, die den Weg des selbstständigen Meisters wenig erstrebenswert zu machen scheint. Man steht nicht mehr mit anderen Meisterbetrieben im Wettbewerb, die unter ähnlichen Bedingungen arbeiten, sondern mit Großunternehmen wie der Brot- und Fleischindustrie mit ihren Verkaufsfilialen oder multinationalen Autokonzernen mit Monopolwerkstätten, die den unabhängigen KFZ-Meister bedrohen.

Diese Entwicklung scheint für den Konsumenten auf den ersten Blick günstig, wird doch alles billiger und bequemer. Doch schon der zweite offenbart die

ganze Tragik. Neben der Tatsache, dass sich für den Verbraucher die Abhängigkeiten von Monopolisten verstärken, stirbt ein bedeutendes Stück unserer Kultur. Mit den Bäckern und Metzgern in jedem Stadtteil verschwinden ungezählte individuelle Rezepte, die oft über Generationen weitergegeben wurden. Die vielen Regalreihen im Supermarkt mit einem wachsenden Sortiment täuschen leicht darüber hinweg, dass in sämtlichen Filialen dieselben industriell gefertigten Waren liegen. "Bring' mir aus Esch vom Metzger Péporté Schinken mit", "Wenn du nach Niederkorn kommst, dann kauf' mir Croissants bei Wagener", - Derartige Wünsche werden überflüssig, wenn überall Filialen derselben Ketten den vom Computer überwachten Einheitsgeschmack hochhalten.

Ist das Handwerk noch zu retten? Und wenn man dies will, was ist zu tun?

Von Seiten des Konsumenten wäre die Abstimmung mit dem Geldbeutel gefordert. Statt des Bücherregals aus dem Möbelmarkt wäre der Schreiner an der nächsten Ecke zu bemühen, auch wenn das länger dauern sollte und mehr kostet. Wenn sich das nicht wieder

mehr leisten, wird es sich in ein paar Jahrzehnten keiner mehr leisten können.

Die Politik ist gleichfalls gefordert. Jene, die heute noch den Weg des selbstständigen Handwerksmeisters gehen, brauchen effektivere Hilfestellungen in ihrem ungleichen Konkurrenzkampf gegen Großproduzenten mit billigerer Massenware, die ihnen ausgebildete Mitarbeiter abwerben und oft selbst gar nicht zum aufwendigen Ausbilden von Lehrlingen bereit sind. Den kleinen Meisterbetrieben weitaus mehr politisches Augenmerk zu widmen, als dies gegenwärtig geschieht, gebieten schon die Ziffern. In der Summe beschäftigen sie eine nicht geringe Zahl an Arbeitnehmern und haben doch erheblich weniger Anteil an den jüngeren Konjunkturwellen als andere Wirtschaftsbereiche. Wie seit Jahrhunderten bewährt sich der Meister heute als Betriebsführer. Würde hier mangels geeignetem Nachwuchs ein Sterben einsetzen, wäre dies neben dem kulturellen Verlust eine Katastrophe für Ökonomie und Arbeitsmarkt.

Dann ist die Schule gefordert. Schon Kindern wäre ein Bewusstsein zu vermitteln, dass es jenseits des Bürosessels und Bankschalters erstrebenswerte Orte der Berufsausübung gibt, traditionsreiche Tätigkeiten im Spannungsfeld von Kunst und Unternehmertum, bei denen man zwar nicht um 17 Uhr den Computer abschalten und gehen kann, die jedoch für viele Menschen interessante Herausforderungen zu persönlichem Wachstum und Kreativität bieten.

Wenn Konsumenten, Politik und Schule das Handwerk lieber als Überbleibsel aus vorindustrieller Zeit betrachten und vergessen, welch wertvollen Beitrag zur Gesellschaft jene leisten, die in der Nachbarschaft mit ihren Händen Nützliches schaffen, wird der Tag kommen, an dem wir in uniformen Fertighäusern an identischen Ikea-Tischen gleich schmeckende Fabrikbrote essen.

Es ist ein unbestreitbarer Vorteil der Globalisierung, dass sie vor der Haustür beginnt. So kann der Einzelne etwas dagegen tun. Wie hieß das Anfang der siebziger Jahre viel gelesene Buch von E.F.Schumacher? Small is beautiful. Wie wahr.

